Es braucht dazu die Erfahrung eines ganzen Lebens: Die Arbeit einer Basler Aids-Helferin

Wer zu ihr geht, glaubt sich dem Tod nahe

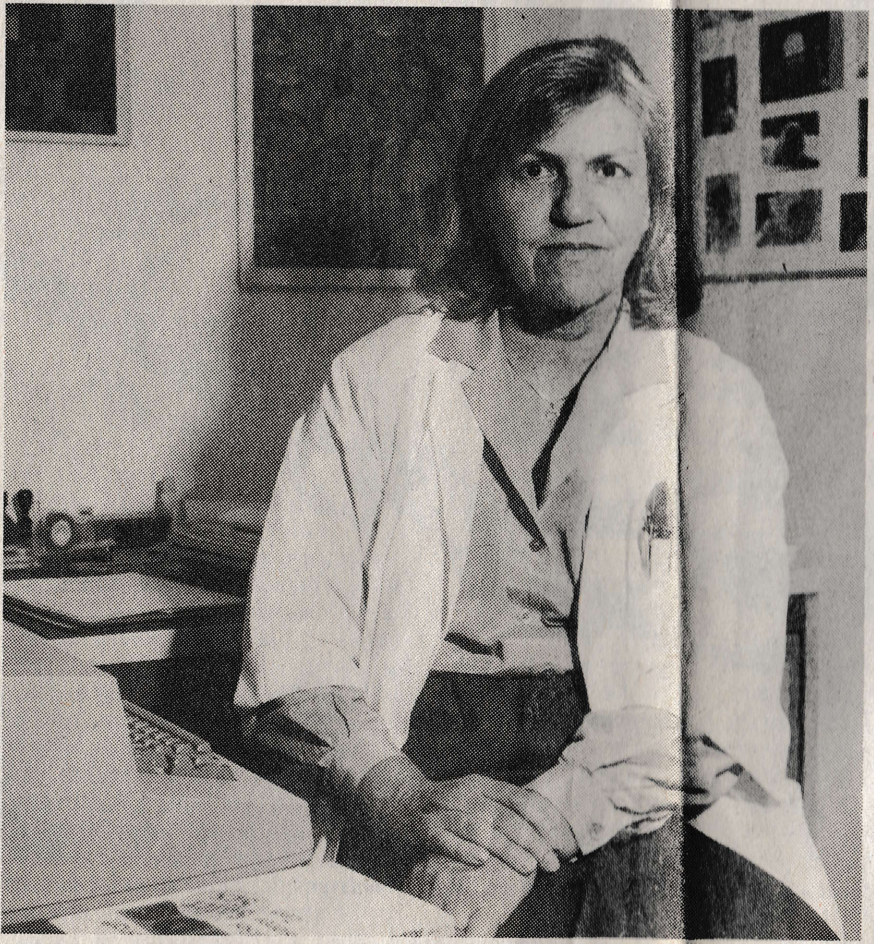
VON MAJA WICKI

Doris Frank trägt den weissen Kittel des medizinischen Personals, ihr Wesen und ihre Arbeit aber weisen weit über den professionellen Rahmen hinaus. Wer immer sich an sie wendet, erfährt ihre uneingeschränkte Bereitschaft, sofort, ohne Aufschub und ohne Bedingungen zu helfen. Sie handelt nicht nach einem Berufspflichtenheft, sie «handelt einfach». Im Erdgeschoss des Kantonsspitals Basel, zum Petersgraben hin, hat sie ein winziges Büro, in dem das Nötigste gerade unterkommt, ihr Schreibtisch mit dem Telefon, zwei Besucherstühle, ein schmales Archivgestell mit Ordnern und einer kleinen Handbibliothek mit den neuesten Werken über Suizidforschung und Aids.

Alle Menschen, die sich an sie wenden, zumeist jüngere Männer und Frauen, haben

Uralte Tabus

«Es ist nicht einfach eine Krankheit der Schwulen und Fixer, wie dies in der Öffentlichkeit mit bequemer Einseitigkeit und mit der üblichen Minderheitenverhetzung dargestellt wird», sagt Doris Frank vom Basler Kantonsspital, die ihr Leben sozusagen der Aids-Hilfe zur Verfügung stellt. «Der Fluch dieser Krankheit ist, dass sie mit der Sexualität zu tun hat, die eine Möglichkeit der Freude sein sollte, die aber auch heute noch mit allen Ängsten und Tabus des 19. Jahrhunderts belastet ist.»



Aids-Helferin Doris Frank in ihrem Büro: Zuhören, Ängste auffangen

Foto: Dominik Labhardt

ständnis mit dem Gesundheitsamt im Frühsommer stattfinden konnte. Der Impfstoff wurde zu einem Spezialpreis zur Verfügung gestellt, der Impfarzt, Professor Schuppli, arbeitete unentgeltlich, die Identität der Patienten war nur Doris Frank be-

packen mich von neuem panische Ängste...»

Ein anderer Gesprächspartner Frau Franks, ein 40jähriger selbständiger Kaufmann, weiss seit etwa einem Jahr, dass er

gend das Schlangestehen und Auskunftfragen und Auskunftgeben vor immer wieder andern Schaltern ist, wie machtlos, allein und ausgeliefert ein Kranker sich in einem Spitalbett fühlen kann, selbst wenn ihn Freunde und Angehörige nicht im Stich lassen. Aber diese kommen von aussen, gehören zur Welt von draussen und vermögen kaum das Gefühl der Krankenhaus-Einsamkeit zu teilen und zu lindern. Frau Frank vermag es, und sie lässt niemanden im Stich. «Inzwischen werde ich auch von den Ärzten und Pflegerinnen der verschiedenen Abteilungen gerufen, wenn sie sich überfordert fühlen.» Sie rückt aber ihre Arbeit für die Aids-Kranken in einen grösseren Zusammenhang ein. «Was ich für sie tue, bräuchte jeder Mensch, der schwer erkrankt oder der sich in Spitalpflege begeben muss: eine konstante Begleitung. Aids-Patienten brauchen sie noch stärker als andere Kranke, weil sie in zusätzlichem Mass die gesellschaftliche Diskriminierung zu spüren bekommen.»

Nur nichts verschweigen

Mehr als «Modehysterie» also, eine eigentliche gesellschaftliche Diskriminierung? Frau Frank weiss Beispiele. Als sie in Basel für die Kinder Aids-kranker Frauen für die Dauer des Spitalaufenthalts Pflegefamilien suchte, suchte sie vergeblich. Sie wandte sich an den Frauenverein: Keine einzige Familie wollte ein Test-positives Kind aufnehmen! Lediglich zwei Heime, ein Säuglingsheim und ein Heim für Schulkinder, waren gewillt, zwei kleine Margen für «ihre» Notfälle freizuhalten. Oder: Sie suchte ein Lokal für wöchentliche Zusammenkünfte von Menschen, die

Virus in Kontakt gekommen zu sein. Ob sie Virusträger sind oder nicht, ergibt sich erst nach dem Antikörpertest, der, falls er positiv ausfällt, ein zweites Mal oder sogar ein drittes Mal gemacht wird. Vor den Tests, wenn die Angst noch diffus ist, während der Tests und insbesondere danach, wenn es gilt, auch ein positives Testergebnis anzunehmen, steht Doris Frank immer zur Seite. Nichts ist für sie belanglos, nichts ist unbedeutend im Leben der Menschen, die den Weg zu ihr gefunden haben. «Diejenigen, die sich für einen Test anmelden, entscheiden sich fürs Leben: Ihr Gefühl der Verantwortung ist stärker als die Angst. Wer nicht mit sich selbst verantwortlich umgeht, kann kaum einem andern Menschen, einem Partner gegenüber Verantwortung übernehmen. Aber zuerst ist immer sorgfältig zu prüfen, ob der Betroffene überhaupt einem Test gewachsen ist, ob die Gefahr eines persönlichen Zusammenbruchs oder einer Zerstörung der Beziehung, in der er lebt, nicht zu gross ist.»

Doris Frank wuchs langsam in ihre Aufgabe hinein. Sie arbeitete erst als «assistante médicale» in einem Bilharziose-Bekämpfungsprogramm in Madagaskar mit, und diese Arbeit «im Busch», fernab von den sterilen Bedingungen eines europäischen Spitals, lehrte sie, sich in ihrer Arbeit nur auf den Dienst am Menschen zu konzentrieren.

Sie ertrug es aber schwer, Menschen sterben zu sehen, die sie eben noch gepflegt hatte, und so beschloss sie nach ihrer Rückkehr in die Schweiz, als Arztgehilfin zu arbeiten. «Und heute», sagt sie mit einem Lächeln, «befasse ich mich ausschliesslich mit Menschen, die auf den Tod hin krank sind. Früher hätte ich es nicht vermocht, es braucht dazu die Erfahrung eines ganzen Lebens ...»

Als Professor Schuppli, in dessen Praxis sie arbeitete, ans Basler Kantonsspital berufen wurde, folgte sie ihm. Immer mehr wurde ihre Arbeitsstelle in der Dermatologie eine Auffangstelle für Rat- und Hilfesuchende aus den von besonders schwierigen medizinischen und menschlichen Problemen betroffenen Gruppen der Homosexuellen und Fixer. Im Frühjahr 1982 nahm die Homosexuelle Arbeitsgruppe Basel-Stadt (HABS) erste Kontakte mit ihr auf wegen der Möglichkeit einer anonymen Hepatitis-Impfung, die dann im Einvernehmen Aids-Erkrankungen immer stärker beunruhigten, wurde Doris Frank als Kontaktstelle für Aids-Fragen in schwulen Kreisen angegeben. Im Lauf des Jahres 1984 stellten über 100 Freiwillige Blutproben zur Verfügung, welche für den HTLV-III-Test nach Amerika gesandt wurden, wieder auf anonymer Basis. Vom April 1985 an wurden die Aids-Tests in Basel selbst gemacht und vom Juli desselben Jahres an in allen schweizerischen Universitätskliniken, immer unter Wahrung der Anonymität. Im gleichen Monat wurde die Aids-Hilfe Schweiz gegründet, und ebenfalls vom gleichen Monat an wurde Frau Franks medizinische Aids-Beratungsstelle zu einem Full-time-Job. Damals waren wöchentlich 40 bis 70 Tests zu machen, das heisst 40 bis 70 Menschen zu beraten, zu begleiten und zu betreuen.

Furchtbare Momente

«Immer am Mittwoch erhielt ich die Resultate, furchtbare Momente für mich, wenn es sich herausstellte, dass viele, die ich kannte, Test-positiv waren.»

Herr A. zum Beispiel ist knapp 50 Jahre alt und arbeitet in einem öffentlichkeitsintensiven Beruf in Basel. Er gehört zur Gruppe der freiwilligen Blutspender, deren Blutproben 1984 zu Testzwecken in die USA geschickt wurden. Vor etwa fünf Jahren war er von einer Weltreise zurückgekehrt und beobachtete bald darauf eine merkwürdige Knotenbildung am Hals, eine Lymphknotenschwellung, deren Ursache die Ärzte lange nicht erklären konnten, bis, ja ... «Nach dem dritten Bluttest wusste ich definitiv, dass ich mit dem Virus Kontakt hatte und am Lymphadenopathiesyndrom litt. Obwohl ich seit Jahren in grosser Verunsicherung lebte, stürzte mich die plötzliche Gewissheit in heillose Ängste. Frau Frank, die mich seit meinen ersten Besuchen auf der Dermatologie kannte, ist eine grossartige Zuhörerin. Das brauchen wir vor allem: jemanden, der unsere Ängste anhört und auffängt. Ich gehe meiner normalen Arbeit nach, versuche normal zu leben, ausser meinem Partner und meiner nächsten Umgebung weiss niemand von meiner Krankheit, aber alle vier bis fünf Monate, wenn ich mich wieder zu einer Kontrolle ins Spital begeben muss, lung machte. «Es ist nicht einfach eine Krankheit der Schwulen und der Fixer, wie dies in der Öffentlichkeit mit bequemer Einseitigkeit und mit der üblichen Minderheitenverhetzung dargestellt wird. Gewiss sind etwa 90 Prozent der Fixer davon betroffen und mehr Homosexuelle als Heterosexuelle, aber jedermann kann daran erkranken, wenn er das Pech hat, sich mit einem Partner einzulassen, der sich auf irgendeinem Weg angesteckt hat. Der Fluch dieser Krankheit ist, dass sie mit der Sexualität zu tun hat, die eine Möglichkeit der Freude sein sollte, die aber auch heute noch, das stellt man immer mehr fest, mit allen Ängsten und Tabus des 19. Jahrhunderts belastet ist – die schwule Sexualität noch viel mehr.»

Merkwürdig ist auch, stellt einer der Betreuer der Aids-Hilfe Zürich fest, dass alle andern Krankheiten scheinbar keine Themen mehr sind, Aids ist in kurzer Zeit zu *der* Krankheit geworden, zur Geissel der Zeit, zum Inbegriff der Ohnmacht der Zeit, auch zur Modehysterie. In Mali zum Beispiel wütet eine beispiellose Choleraepidemie, vor der kein Mensch sicher ist, gegen die keine Impfung wirklichen Schutz anbieten kann, an der in einem Jahr 500 Menschen gestorben sind, zweimal mehr, als seit 1980 in Frankreich Aids-Opfer zu beklagen sind. Aber niemand nimmt davon Notiz.

Doris Frank weist auch darauf hin, dass nur wenig Reaktionen auf die Pressemeldung erfolgten, dass das Alpha-Interferon der Hoffmann-La Roche, das Roferon A, nun in der Schweiz zugelassen ist, ein Medikament, welches unter anderem erfolgreich das Kaposi-Sarkom bekämpft, ein bei Aids-Patienten häufiger Hautkrebs, und das nun überhaupt gegen Aids eingesetzt werden soll. «Bei vielen Betroffenen nimmt eine fatalistische Hoffnungslosigkeit überhand. Immer versuche ich, Hoffnung zu wecken, dass Wissenschaft und Forschung nicht ruhen, dass jeder Tag, den man gewinnt, diese Möglichkeit der Prophylaxe und Heilung berechtigter und realistischer erscheinen lässt.»

Obwohl Doris Frank seit vielen Jahren innerhalb des Spitals arbeitet, hat sie nicht vergessen, wie verwirrend und ängstigend die Korridore, die Untersuchungsräume, die immer wieder neuen Gesichter und Namen für einen Patienten sind, wie demütigende Fragen über Einzelfragen halten zu lassen, zum Beispiel über Fragen des Versicherungsschutzes, des Arbeitsplatzschutzes usw. Die Vorstandspräsidentin einer reformierten Kirchgemeinde in Basel teilte ihr mit, dass der Kirchenvorstand sich schwertäte, zu einem Entscheid zu gelangen, aus Angst, dadurch Kirchgänger zu verlieren ...

Andernorts steht es nicht besser. Die Winterthur-Versicherung verbot es aus «grundsätzlichen Gründen», dass in einem ihrer Häuser in Bern die Arbeitsgemeinschaft Schweizerischer Krankenkassen- und Invaliden-Selbsthilfeorganisationen (ASKIO) einen leerstehenden Raum an die Aids-Hilfe Bern untervermietete, obwohl sich der Zentralsekretär der ASKIO und dessen engste Mitarbeiter dafür einsetzten. Die Berner Stadtbehörden und die Berner Kirchgemeinden zeigten sich auch nicht grosszügiger. Nach langem Suchen liess sich die Stadt Bern nun erweichen, bis Ende Jahr ein provisorisches Lokal zur Verfügung zu stellen.

In Zürich zeigen sich die Probleme anders. Für die telefonische Beratungsstelle der Aids-Hilfe Zürich fand sich schnell ein Raum, aber merkwürdigerweise erwies sich die Suche nach einem Postfach als sehr kompliziert. Bei zwei Poststellen blitzten die Initianten ab, bis sie bei einer dritten endlich ein Schliessfach genehmigt bekamen!

Wie lässt sich aber mit der grossen Angst vor einer Ansteckung mit Aids leben? Doris Frank rät, sich bei Bekanntschaften und Beziehungen mehr Zeit zu lassen. «Nach Möglichkeit», sagt sie, sie kennt das Leben und weiss, das theoretische Empfehlungen und der drängende menschliche Alltag häufig unvereinbar sind.

Gewiss liesse sich auch manche zusätzliche Erkrankung verhindern, wenn die Erkrankten ihre Krankheit nicht verschweigen müssten. Denn Aufrichtigkeit wird oft teuer bezahlt! In Zürich suchte ein Aids-Kranker, der, wie ihm angeraten wurde, seine Krankheit deklarierte, beispielsweise vergeblich einen Zahnarzt.

Aber menschliches Leben ist immer ein Leben in Gemeinschaft mit andern, da gibt man sich alles weiter, Erfahrung, Wissen, Glück – und Krankheiten, nicht nur Schnupfen und Masern, sondern auch lebensbedrohende Krankheiten. Aids ist nur eine davon. □